

Ein gutes Gefühl

Inklusion von Anfang an stärkt Kinder und Eltern

Paul hört Musik. Seine Mamma Karin Kraus (alle Namen geändert) sitzt am Küchentisch und erzählt, wie sie und ihr Mann vor vier Jahren, gerade neu in Frankfurt, Kita-Plätze für ihre beiden Kinder suchten. Bei Paul schrieben die Eltern damals auf der Anmeldeplattform [kindernetfrankfurt](#) noch ein Wort dazu: „Förderbedarf“.

Paul wippt im Takt, während Karin Kraus von den „massiven epileptischen Anfällen“ berichtet, die er als acht Monate altes Baby hatte. „Er wurde mit Medikamenten eingestellt und war danach anfallsfrei, aber wir merkten, dass er sich verzögert entwickelt.“ Für die Eltern war das kein Hinderungsgrund, sondern ein Ansporn, ihn in der Krabbelstube anzumelden: „Wir wussten von unserer älteren Tochter, dass Kindern das Spielen mit Gleichaltrigen gut tut. Paul guckte sich schon viel von ihr ab und wir dachten, es tut ihm gut, wenn er mit seiner starken motorischen Verzögerung mit anderen Kindern zusammen ist.“ Als Paul anderthalb Jahre alt war, gingen beide Eltern wieder arbeiten. „Die Eingewöhnung in der Kita lief ganz normal ab“, sagt Kraus, „in den ersten Wochen weinte Paul viel, wir haben uns extra viel Zeit gelassen und ihn noch eine Weile früher abgeholt“. Irgendwann machte es Klick, von da an ging er „unheimlich gerne“ hin.

Den Rücken frei haben für die Arbeit

Karin Kraus hatte gleich „das Gefühl, dass die Kita-Leiterin Paul auswählte wie ein anderes Kind auch.“ Klar sprach sie viel mit den Erzieherinnen, auch darüber, was bei einem epileptischen Anfall zu tun wäre, doch der trat nie ein. Auch später nicht, als die Medikamente abgesetzt wurden. Karin Kraus vermutet, dass die Erzieherinnen anfangs in Sorge waren, dass der Inklusionsprozess sehr anstrengend wird. „Aber im Nachhinein sagen alle, dass es überhaupt kein Problem war.“ Wären die epileptischen Anfälle wieder aufgetreten, hätten beide Eltern ihre Arbeitszeit stärker reduziert. So gehen sie arbeiten, weil es Spaß macht und auch, weil zwei Verdienste zum Leben nötig sind. Den Rücken hatten sie dafür frei, denn in der Krabbelstube „lief alles super“. Paul fand Freunde, der immer gleiche Tagesablauf, das Zusammensein mit anderen Kindern, taten ihm gut.

Der Wechsel klappte wie im Flug

Ein neues Thema trat auf, als der Wechsel von der Krabbelgruppe mit zehn, zwölf Kindern in die deutlich größere Kitagruppe anstand: „Wir waren uns alle einig, dass er mit drei Jahren noch nicht so weit war, in die große Gruppe mit 24 Kindern zu wechseln.“ Auch hier bot die Kita eine gute Lösung an: Paul durfte ein halbes Jahr länger als regulär in der Krabbelgruppe bleiben, als er dreieinhalb Jahre alt war, wurde für ihn ein Integrationsplatz beantragt und er ging regelmäßig zu Besuch in die Kita-Gruppe im selben Haus. „Dieser Übergang wäre so bei weitem nicht in jeder Einrichtung möglich gewesen“, sagt Karin Kraus. Für Paul war es optimal, mehrere

Monate lang zwischen Krabbelstube und Kita hin und her zu wechseln. „Morgens ging er in die Krabbelgruppe, mittags aß er in der Gruppe mit über Dreijährigen und zum Schlafen ging er in die alte Gruppe zurück, das war sehr, sehr toll.“ Mit vier Jahren war Paul der Krabbelgruppe entwachsen, „der Wechsel klappte wie im Flug“, sagt seine Mama lächelnd, „das kam durch die gute Vorarbeit, das war eine feine Sache.“

Pauls Wechsel von der Krabbel- in die Kitagruppe begleitete das Projekt [„Vielfalt stärken-Vielfalt leben“](#) des Diakonischen Werkes für Frankfurt und Offenbach. Dabei entwickelten alle gemeinsam Ideen, wie der Übergang sowohl für das Kind als auch für die Einrichtung am besten zu gestalten ist.

Pauls Familie hatte die Erfahrung gemacht, dass die Unterschiede im Tempo der Entwicklung in der Krabbelgruppe weniger deutlich waren als bei den über Dreijährigen. „Es ist gut, dass sich die Kita in dieser Phase Unterstützung geholt hat“, sagt Rita Boller. Sie hat das Inklusionsprojekt „Vielfalt stärken –Vielfalt leben“ beim Diakonischen Werk für Frankfurt und Offenbach ins Leben gerufen. Sie sagt: „Inklusion bedeutet auch, dass nicht jede Kita alles können muss, sondern sich jederzeit die passende Unterstützung holen kann.“

„Insgesamt ist das alles sehr positiv verlaufen“, schlussfolgert Karin Kraus. Nun geht die Familie auf das nächste Ziel zu, den Übergang in die Schule. Nächstes Jahr müssen die Eltern Paul anmelden. Leicht wird das nicht, die Prognosen der Ärzte gehen weit auseinander.

Susanne Schmidt-Lüer, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Diakonisches Werk für Frankfurt und Offenbach